

*Msgr. Albert Rouet**

DIE KIRCHE IN DER GESELLSCHAFT VON HEUTE

Die Kirche als Zeichen muss in der aktuellen Gesellschaft nicht nur sichtbar, sondern auch lesbar und verstehbar sein. Die aktuelle Gesellschaft ist geprägt von ihrer Angst vor dem Mangel und beschwört dagegen Erfolgszahlen. Daran passt sich offenbar auch die Kirche an, wichtig wäre aber ein Wandel. Wir leben in einer säkularisierten Welt, die nicht unreligiös ist. Es bieten sich viele Herausforderungen und Möglichkeiten für ein sinnerfülltes kirchliches Leben, allerdings unbedingt in Beziehung auf die aktuelle Gesellschaft, ihre Erwartungen und Hoffnungen.

Alle Strömungen, die eine Gesellschaft als Ganze beeinflussen, wirtschaftliche und soziale Veränderungen sowie der damit einhergehende Mentalitätswandel, haben ihre Auswirkungen auch im Leben der Kirche, wo sie sich mehr oder weniger exakt widerspiegeln. Sie kann sich ihnen nicht entziehen, selbst der Widerstand dagegen ist eine Form der Auseinandersetzung damit. Es wäre daher methodisch verkehrt, das Leben der Kirche unabhängig von den Veränderungen in der sie umgebenden Welt analysieren zu wollen, indem man zum Beispiel ausschließlich die gegenwärtige Situation mit einem früheren Zustand vergleicht. Lässt sich doch nur über das Verhältnis der Kirche zu den Menschen einer ganz bestimmten Zeit ihr Zeichencharakter für diese erfassen.

Allerdings erhält ein Zeichen, wie *deutlich* und offensichtlich auch immer es denjenigen erscheinen mag, die es setzen, seine Bedeutsamkeit und Wirkkraft erst dann, wenn es auch *verständlich* ist für die, an die es sich richtet. Wenn nicht, bleibt die Botschaft ungehört. In dem Fall kann auch ein auffälliges oder verblüffendes Zeichen die Herzen der Angesprochenen nicht erreichen. Es geht unter in der

* Albert Rouet (Jg. 1936) ist der emeritierte Erzbischof von Poitiers (Frankreich). Als junger Priester engagierte er sich vor allem in Jugendarbeit und Katechese. 1986 wurde er zum Weihbischof von Paris ernannt. Als Erzbischof von Poitiers (1994-2011) machte er durch beispielhafte Initiativen im pastoralen Bereich von sich reden. Seine Erfahrungen fanden ihren Niederschlag in mehreren Veröffentlichungen, von denen „Aufbruch zum Miteinander. Wie Kirche wieder dialogfähig wird“ auch auf Deutsch erschienen ist (2012). Dieser Beitrag wurde in der Zeitschrift *Spiritus* N° 220 (September 2015) veröffentlicht (in *Spiritus* auch auf Spanisch).

Flut von Bildern, Appellen und Werturteilen, von Sensationen und Stars, der sich heute keiner entziehen kann. Man kann verstehen, dass Jesus solch außergewöhnliche Zeichen ablehnt (Mt 12,38-42) und Massenaufmärschen misstraut (Joh 2,23-24).

Daher scheint es mir notwendig, zwei ausgeprägte Tendenzen in Gesellschaft und Kirche von heute genauer zu betrachten: zum einen der Zwang zum Erfolg, zum anderen die Vereinzelung als Resultat der Säkularisierung.

Erfolg um jeden Preis

Unsere Zeit fürchtet den Mangel, weil der Überfluss zur Norm geworden ist. Seit 1850, so sagt man, kommt eine mögliche Hungersnot in den Albträumen von Franzosen nicht mehr vor, und das, obwohl heute 12 % der Bevölkerung effektiv in Armut lebt. Tafeln und ähnliche Organisationen geben jährlich Millionen von Mahlzeiten an Bedürftige aus. Eltern befürchten, für ihre Kinder könnte die Schule den Einstieg in eine Abwärtsspirale bedeuten, und setzen sie daher schon ganz jung dem Zwang zum Erfolg aus, während viele Jugendliche sich heute gar keinen Nutzen mehr von der Bildung, die sie erhalten, erwarten. Jeder hat Angst vor der sich ständig ausweitenden Arbeitslosigkeit und damit dem sozialen Abstieg, wenn auch nur dem Einkommen nach. Gleichzeitig wird die öffentliche Meinung unaufhörlich durch Umfragen manipuliert, die in ihrem Auf und Ab den Kurven der Börsenkurse gleichen. Gymnasien und Krankenhäuser, Restaurants und Strände werden verglichen, benotet und eingestuft. Alles unterliegt dem unerbittlichen Gesetz der Zahl, der Logik des Wettbewerbs: es ist schlicht nicht akzeptabel, weniger als andere oder eine schlechtere Bewertung zu haben. Es ist der Zwang zu guten Werten, zu Überfluss, mit einem Wort: zu Erfolg.

Früher hat man in der Kirche Zahlen benutzt, um die Einkünfte von Pfründen zu errechnen (und so „gute Pfarren“ identifiziert) und die religiöse Praxis zu überwachen (die Anzahl der verbrauchten Hostien sagte dem Pfarrer, wie viele seiner Schäflein ihre Osterpflicht erfüllt hatten). Man lebte in einer katholisch geprägten Gesellschaft. Wenn man heute mit Zahlen arbeitet, so nicht mehr zum internen Vergleich, sondern zur Positionierung gegenüber externen Faktoren: anderen Religionen (vor allem dem Islam), dem Unglauben oder dem Säkularismus. Symptomatisch für den Wandel ist Folgendes: Vor 50 Jahren waren die beiden Hauptanliegen, die die Gläubigen bewegten, das soziale Engagement und die Kritik an der Abgehobenheit kirchlicher Rede. Heute liegt die Betonung auf der priva-

ten Moral und der Bereitschaft, die eigene religiöse Identität zur Schau zu stellen.

Es ist in der heutigen Gesellschaft nicht mehr selbstverständlich, Christ zu sein, sich kirchlich trauen, seine Kinder taufen zu lassen. Trotzdem tut die offizielle Pastoral mit ihren sorgfältig ausgearbeiteten Vorbereitungskursen immer noch so „als ob“, ohne dabei ausreichend die Bedeutsamkeit der neuen Fragen zu berücksichtigen: den Stellenwert des Glaubens in der heutigen Welt, die Hoffnung angesichts einer so unsicheren Zukunft ... Also legt man Zahlen vor, die gut aussehen: Teilnehmer bei Großveranstaltungen, Anzahl von Erwachsenentaufen etc. Allerdings zeigen diese Zahlen nicht notwendig an, welcher Art die tiefgreifenden Veränderungen sind, die stattgefunden haben, noch taugen sie dazu, sie zu interpretieren. Man zählt, um nicht genauer hinsehen zu müssen.

Dann unterstreichen Untersuchungen mit schöner Regelmäßigkeit den Rückgang an Ordens- und Priesterberufen, die Schrumpfung und Überalterung der Gemeinden. Das Verhängnis der rückläufigen Zahlen scheint keine andere Interpretation zuzulassen: Wir erleben eine kirchliche Rezession, den drohenden Niedergang. Dabei bleibt unerwähnt, dass die Geschichte schon ähnlich magere Zeiten gesehen hat. Ebenso wenig betont man, dass der „Mangel“ an Priestern sich auf die Anzahl von Kirchtürmen bezieht (und wie viele Pfarreien gab es, die weniger als 500 Einwohner zählten?). Man ignoriert den Dienst von Diakonen und den Einsatz von Laien. Die verhängnisvollen Zahlen sind einzig und allein auf die Figur des Pfarrers konzentriert, also auf ein einziges Amt in der Kirche. Aber vielleicht gibt es auch immer noch zu viele Pfarrherren und zu wenige Priester ...

Sich anpassen, ohne sich zu ändern

Daraus erklärt sich, dass die Reaktionen sich auf die vorgegebenen geringeren Zahlen konzentrieren. Zunächst gilt die ausschließliche Sorge der geographischen Abdeckung. Man vergrößert das Einzugsgebiet der Pfarren, um die Macht des Pfarrherrn zu erhalten, ohne zu erkennen, dass über die Grenzen der persönlichen Beziehungen des Einzelmenschen hinaus der Raum die Ausübung von Macht verändert. Sie wird schwächer oder konzentriert sich auf bestimmte Details. In der Liturgie verdichten sich jetzt die Kennzeichen der priesterlichen Funktion. Die verkrampfte Bemühung um Ausführung aller notwendigen liturgischen Handlungen zehrt an der Substanz. Außerdem wird so die Bedeutung des Zelebranten als Einzelperson überbetont gegenüber der Tatsache, dass er einem Presbyterium angehört. Eine „große Pfarrei“ geht oft über das Maß hinaus, das die

Laien als ihr normales Umfeld empfinden. Sich dort zu engagieren wird daher zu einer Sache der freiwilligen Entscheidung und eher als Bürde empfunden. Indem die neuen Pfarreinheiten die alte Funktionsweise zu bewahren suchen, konservieren sie eine Vergangenheit mit Anschluss an das Internet. Das Modell ist das Gleiche geblieben. Man hat nur alles an die vermutete Anzahl von vorhandenen Priestern angepasst.

Eine weitere Reaktion auf die gewandelten Bedingungen hat mit der Rekrutierung von Neupriestern zu tun. Ein frommer junger Mann wird geweiht werden, selbst wenn er Probleme mit Beziehungen zu anderen Erwachsenen hat. Nach seiner Ausbildung in einem Seminar außerhalb seiner Diözese wird er engere Kontakte mit seinen Kurskameraden in anderen Diözesen unterhalten als mit den Mitgliedern seines eigenen Presbyteriums. Wie vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist er *der* Priester einer unbestimmten Anzahl von Menschen und nicht mehr *ein* Priester in einem Team, das für ein bestimmtes Gebiet zuständig ist. Man wird auch aus anderen Ländern Priester anwerben, die sich dann mehr oder weniger gut an unsere Verhältnisse akklimatisieren. Man überlegt, wie man neue Priesteramtskandidaten finden kann und resakralisiert dazu den Status des Priesters (ohne genauer hinzuschauen, welche Art von Männern dieses Bild attraktiv findet) oder aber wünscht, die Auswahl wäre nicht ausschließlich auf junge ehelose Männer begrenzt. Die wichtigste Frage ist aber nicht, wen man weihen kann, um dem augenblicklichen Mangel abzuhelpen. Sie zielt vielmehr auf die pastorale Tätigkeit des Priesters, das, was seinen Dienst eigentlich ausmacht. Im Lauf der Jahrhunderte ist die Antwort auf diese Frage unterschiedlich ausgefallen. Aber man tut alles, damit sich nichts ändert und ein bestimmtes Modell weiterlebt. In diesem Zusammenhang gilt, was Karl Rahner einmal geschrieben hat: „Spirituell gesehen, sind wir alle zu Greisen geworden.“

Unnütze Träume von einstiger Größe

Und was sagt das aus über die Sicht des christlichen Fußvolks, das mit einer Abfolge solcher Pfarrherren leben muss? Sind die Laien denn ganz und gar ohnmächtig, unfähig, Entscheidungen zu treffen, wozu sie doch das Zweite Vatikanische Konzil ermuntert hat? Schlimmer noch, die genannten Reaktionen auf den behaupteten Mangel basieren mehr auf einer historischen Situation, die so nicht mehr besteht, als auf dem Evangelium. Armut ist keineswegs automatisch eine Katastrophe, sie kann uns vielmehr neue Hoffnung bieten. Doch die vage Erinnerung an eine Zeit, in der man in der Gesell-

schaft das Sagen hatte, verstellt die klare Sicht auf eine andere Art kirchlicher Präsenz. Jesus spricht von seinen Jüngern als der „kleinen Herde“ (Lk 12,32). Wenn er sie mit dem Salz der Erde vergleicht (Mt 5,13) oder mit Sauerteig (Mt 13,33), heißt das nicht, dass sie eine einflussreiche Mehrheit bilden, sondern dass sie Geschmack haben und geben sollen. Es bedeutet, dass die Kirche dazu berufen ist, sich unter die Menschen zu mischen, und nicht, ihnen als Parallelgesellschaft gegenüberzutreten (Gregor VII.), in der das Heilige das Profane beherrscht. Es macht die Mission nicht weniger dringlich, im Gegenteil, dieser Anruf verlangt von uns, sie als eine Art Inkarnation zu begreifen.

Es bedeutet auch, dass Mission wichtiger ist als jede Umstrukturierung klerikaler Verwaltungsvorgänge. Sie hat eindeutig Priorität – dies allerdings unter der Voraussetzung, dass man sie nicht als aufdringliche Werbung in der Manier der Wirtschaftswelt versteht noch als Lobbyismus, der unvermeidlich in politische Vorgänge verwickelt würde, sondern dass man sie so ausübt, wie es das Gesetz der Inkarnation verlangt, nämlich im Austausch, im Dialog. Bevor man etwas geben kann, muss man bereit sein zu empfangen. Jede Verkündigung ist geschichtlich belastet. Das gilt in einer Zeit des Säkularismus mehr denn je zuvor.

Wir leben in einer säkularisierten Welt

Heulen und Zähneknirschen, Kritik und Schelte allenthalben: Unsere Zeit habe das Gespür für das Heilige verloren und an all den Problemen, mit denen der Glaube sich heute konfrontiert sieht, sei die Säkularisierung schuld. Sie ist der Feind, gegen den man Bollwerke errichten und sich bewaffnen muss. Um in dieser Heimsuchung Trost zu finden, ist man leicht versucht, sich an das kleinste Zeichen von Vitalität zu klammern, eine erfolgreiche Großveranstaltung, Nachfrage nach den Sakramenten. Diese punktuelle tröstliche Erfahrung führt direkt zum Bild von einzelnen gläubigen Inseln in einem Meer von Säkularismus und Unglaube. Was hier fehlt, sind eine wirklich fundierte Analyse und Projekte, die sich daraus ergeben. Auch hier ist ein ganz neues Modell notwendig.

Das Heilige sei im Rückzug begriffen, behauptet man. Es ist durchaus fraglich, ob das stimmt. Das Heilige an sich ist nicht religiös. Es ist das, was eine Gesellschaft als überlebensnotwendig, als unverzichtbar ansieht. Es sind Dinge, an die sie nicht zu rühren wagt und auf die sie emotional reagiert, wo sie Ausdruck finden. Der Katholizismus hatte einmal das Monopol auf alle Ausdrucksformen des

Heiligen sowie die Kanalisierung seiner Macht. Heute ist das Heilige ebenso lebendig wie früher, nur ist es infolge der Säkularisierung anderswo angesiedelt, nicht mehr in Kirchen oder religiösen Personengruppen. Was heute den Menschen „heilig“ ist, das sind die Börsenkurse, der Fußball, die Sommerferien am Strand, und die „Heiligen“ von heute sind die Stars in Showbusiness oder Sport. Die Idee einer Resakralisierung der Welt, von der einige Nostalgiker träumen, spricht nur diejenigen an, die sowieso schon überzeugt sind, denn das Problem liegt heute ganz woanders. Wer auf eine Restaurierung vergangener Zustände hofft, verschließt die Augen vor den Tatsachen.

Diese Verlagerung ist tatsächlich auf die Säkularisierung zurückzuführen. Sie ist allerdings nicht eine jener großen Ideologien, denen sich das Christentum stellen konnte und die den Antrieb für eine Vertiefung des eigenen Glaubensverständnisses bildeten. Im Vergleich dazu ist die Säkularisierung ein eher schleichender Prozess, der sich in einer konkreten Haltung ausdrückt, die allen tiefschürfenden existentiellen oder metaphysischen Fragen fernsteht. Tatsächlich geht sie selbstverständlich davon aus, dass jedes Problem auf der Ebene zu lösen ist, auf der es sich stellt, ohne Rückgriff auf Einwirkungen von außen oder von höheren Mächten. Die Antworten auf die Fragen, die unsere Welt stellt, sollen praktisch, konkret und schnell zu finden sein, und zwar in ihr selbst. Dies der Säkularisierung anzulasten, ist daher ein Zeichen von Selbstbezogenheit, wenn nicht ein Scheingefecht vor dem endgültigen Rückzug.

Drei Etappen der Säkularisierung

Um eine Analyse zu erleichtern, kann man drei Formen von Säkularisierung unterscheiden. Die erste entwickelte sich in den 30 reichen Jahren nach dem Krieg, in denen große Projekte realisiert wurden, der Wohlstand weitere Kreise erreichte und ein ungebrochenes Vertrauen in die Technik herrschte. Die Plattenbausiedlungen in den Pariser Vorstädten stammen aus dieser Zeit. Die Reaktion der Gläubigen richtete sich vor allem gegen die kalte, technokratische Organisation anonymer Massen. Dagegen setzte man auf Gefühl, auf die Wärme und Nähe in Kleingruppen. Man könnte von einer Verlagerung von Christus als Schöpfer des Weltalls hin zum Feuer des Hl. Geistes sprechen, vom großartigen sozialen Engagement zum intimen Nahbereich. Die charismatischen Strömungen sind entstanden als die Bemühung, eine Welt kalter Wissenschaftlichkeit zu kompensieren. Wenn dann die Begeisterung verloren geht, ist die Verlockung zum Rückzug in die Sicherheit einer „guten alten Zeit“ groß.

Die zweite Form von Säkularisierung hat mit einem tiefgreifenden Mentalitätswandel zu tun. Es ist nun die Epoche der Ölkrisen, der wachsenden Arbeitslosigkeit und vor allem der Enttäuschung über den Verfall der großen Ideale: die Arbeit verliert an Wert, die Wissenschaft kann den Missbrauch ihrer Erkenntnisse nicht verhindern und eine gute Schulbildung ist keine Garantie für einen Arbeitsplatz mehr. Selbst das französische Ideal der „laïcité“ verliert seine hochgesteckten Ziele aus den Augen, wird mäkkelig und kleinlich. Als Reaktion auf die enttäuschten Hoffnungen, die man in Wissenschaft und Technik gesetzt hatte – forscht man weiter nach immer neuen Erkenntnissen, arbeitet an verbesserten Techniken. Das Internet schließlich reißt alles mit sich fort in eine immer stärker auf Kommerz ausgerichtete Globalisierung.

Diese Entwicklung lehnt in ihrer Eigenwelt alles ab, was nicht eine reine Frage der Technologie ist. Glaube wuchert hier unkontrolliert in den unterschiedlichsten Formen, von etablierten Religionen bis zum krassesten Aberglauben. Dieser Ausgrenzung und Banalisierung versuchen die Religionen – nach dem Vorbild der Gesellschaft – zu begegnen durch den Rückgriff auf das unverwechselbar Eigene. Es entstehen nun „Neue Religiöse Bewegungen“, deren Merkmale die Betonung traditioneller religiöser Übungen und eine zur Schau gestellte katholische Identität sind, wobei sie sich nicht bewusst machen, dass sie damit genau so reagieren, wie es eine säkularisierte Gesellschaft erwartet. Sie bauen eine Parallelwelt mit bestimmten augenfälligen Merkmalen auf. Ein Zeichen ist diese Identität jedoch, wie ein Spiegelbild, nur für sich selbst.

Die Wirtschafts- und Finanzkrisen der letzten 10 Jahre haben zu einer dritten Form der Säkularisierung geführt, die ihren Ausdruck in Abkapselung findet. Die Hoffnung auf eine Zukunft ist verloren gegangen, Arbeitslosigkeit breitet sich immer weiter aus, politische Entscheidungen werden in einem immer größeren Abstand von den Betroffenen gefällt. Diese haben das Gefühl, dass man ihnen jede Eigenverantwortung nimmt, sie nicht mehr die Akteure ihrer eigenen Geschichte sind. Das Resultat sieht man in einer geringen Wahlbeteiligung und dem Zulauf bei den Rechtsextremen. Zwischeninstanzen verlieren ihre Bedeutung, die Gesellschaft zerbröckelt in Individualismus. Der Einzelne baut Schutzmauern der Gleichgültigkeit auf und verbirgt sich dahinter in der Isolation seines Privatlebens. Was er hat, sind Kontakte über Netzwerke. Ein solches System stützt die Macht eines Liberalismus, der die Ärmsten auf staatliche Unterstützung verweist. Im Gegensatz zu den beiden ersten Formen von Säkularisierung ist noch nicht abzusehen, welche religiösen Bewegungen sich als Reaktion hierauf entwickeln werden.

Der Mensch als Mangelwesen

Vielleicht, weil sie sich nie ernsthaft damit auseinandergesetzt hat, findet die Kirche keine rechte Antwort auf die Säkularisierung. Sie hat den charismatischen und Neuen Religiösen Bewegungen weitgehend freie Hand gelassen und konzentriert sich selber weiterhin auf ihre üblichen Themen: Familie, Jugend, Ordens- und Priesterberufe. In Frankreich hat es ein einziges Treffen, die *Diaconia 2013* in Lourdes, für Gläubige gegeben, die sich für humanitäre Anliegen engagieren, wobei die Teilnahme je nach Diözese sehr unterschiedlich war, oft abhängig von der Einstellung der betreffenden Bischöfe. Die französische Bischofskonferenz hat Mühe, die Probleme der Mission in der heutigen Welt zu erfassen. Um nur eine Frage – wenn auch eine wesentliche – kurz anzureißen, der man sich heute ernsthaft stellen muss: Trotz der Armut, in der tatsächlich viele leben, ist das reine Überleben in Frankreich heute gesichert. Durch Sozialleistungen sind Nahrung und sonstige Grundbedürfnisse abgedeckt, was es umso unerträglicher macht, dass so viele Menschen mit der Erfahrung von Mangel leben. Ein tiefergehendes Manko aber betrifft die Frage nach dem Sinn des Lebens: Was macht den Wert eines Menschen aus? Was macht ihn zum Menschen? Bedeutet Leben Verantwortung, ist es eine Herausforderung? An diesem grundlegenden Punkt, dem Menschenbild, bleibt unsere Zeit die Antwort schuldig. In einer Zeit, wo alles zentral organisiert wird, müsste die Kirche dezentralisieren, den Schulterchluss mit den Menschen suchen. Denn jede Mission beginnt mit der Erfahrung, bei jemandem angenommen zu sein (Lk 10,5).

Das bedeutet, dass man den getauften Christen Vertrauen entgegenbringen muss. Der Geist schenkt seine Gaben für das Wohl aller. Die Pastoral müsste daher von den vorhandenen christlichen Gemeinschaften her organisiert werden anstatt von der vermuteten Anzahl von Priestern. Das aber setzt, wie es auch das Zweite Vatikanum anstrebte, sowohl den Zusammenhalt innerhalb einer Diözese voraus wie auch wirkliche Kollegialität. Allerdings tragen viele der ärmeren Ortskirchen schwer an der Verminderung der nationalen Zuschüsse, die sie angespornt haben. Und was die Kollegialität angeht, so ist sie weitgehend bloß *affektiv*, d. h. abhängig von der Natur der zwischenmenschlichen Beziehungen, aber nicht *effektiv*, also auf Entscheidungen ausgerichtet. Darum fehlt der Kirche die notwendige Energie für Projekte, die auf die heutige Welt zugeschnitten wären.

Das Fehlen von innovativen Entscheidungen verstärkt noch die Tendenz zum Individualismus. Oder besser gesagt, da man nicht von den vorhandenen Fähigkeiten der christlichen Gemeinde ausgeht

und sich daher im Wesentlichen auf die Sakramente der christlichen Initiation stützt, bleiben Beziehungen auf die zwischenmenschliche Ebene beschränkt. Die Funktion des Priesters wird betont, wo er doch im Dienst der Menschen stehen sollte. In diesem Zusammenhang will ich noch anmerken, dass die Berufung auf den vorgeblichen sehnlichen Wunsch nach der Eucharistie (wo doch das eigentliche Problem die vielen sind, die keinerlei Hunger danach verspüren) zu der verbreiteten weinerlichen Rückwärtsgewandtheit beiträgt.

Eine neue Ernte

Vermutlich ist in der gegenwärtigen, aus der Säkularisierung resultierenden Situation eine einzige, überall gültige Lösung nicht mehr zu finden. Schon der heutige gleichgültige Individualismus macht wohl das Experimentieren mit einer Vielzahl von Lösungen nötig, die, wenn sie auch nur begrenzt greifen mögen, in diesen Fällen trotzdem wesentlich sind. Zum Beispiel verstärkt die Rückkehr zum liturgischen Traditionalismus, der dem Ritualismus näher steht als einer lebendigen Liturgie des Volkes Gottes und für eine scharfe Trennung zwischen Welt und Überirdischem steht, die Kluft zwischen dem „sozialen Einsatz“ von gestern und der „Spiritualität“ von heute. Dieser Mangel an Initiative führt zum schweigenden Auszug zahlreicher praktizierender Katholiken. Immer noch engagieren sich ja sehr viele Christen für die Benachteiligten in unserer Gesellschaft: Illegale, Hilflose, Arme.

Neue Ämter

Gleichzeitig beobachten wir – und das ist bedeutsam – das Aufkommen von neuen Diensten und Ämtern. So bezeugt der ständige Diakonat, wenn er nicht missbräuchlich auf die Liturgie eingeengt wird, die Gegenwart des Reiches Gottes im Einsatz für Menschenwürde, Gerechtigkeit und Einheit der Menschheitsfamilie. Vermehrt engagieren sich heute auch Laien entsprechend den Vorgaben des Konzils in der Kirche – von Katechese bis zu Begräbnisfeiern – und in der Welt. Diese Vielfalt an Ämtern und Diensten, die sich auch in der Urkirche findet, qualifiziert das priesterliche Amt nicht ab, jedoch muss es sich heute anders positionieren, mehr als Vermittler brüderlicher Bande denn als allgewaltiger Boss. Wenn manche sich auch dagegen sträuben, die Wiederbelebung dieser Ämter hat zu einem neuen Gleichgewicht geführt und vor allem Kreativität und Dynamik freigesetzt.

Bestimmte Kreise sehen darin eine gefährliche Klerikalisierung der Laien oder eine Laikalisierung der Kirche, aus der sich unweigerlich Konkurrenzprobleme ergeben müssten, in anderen Worten eine Machtfrage. Diese Befürchtungen hängen zusammen mit dem Fortbestehen alter Strukturen, die ausschließlich auf den Priester als Pfarrherrn zugeschnitten waren. Die Einrichtung zusätzlicher Ämter erfordert eine andersartige Organisation, mit genauen Regeln bezüglich der tatsächlichen Aufteilung der Verantwortlichkeiten. Solange die Mitarbeit von engagierten Laien im Belieben des jeweiligen Pfarrers steht, regiert der grenzenlose Klerikalismus, und solange die Mitverantwortung aller Getauften nicht grundsätzlich anerkannt wird, kann sich daran nicht viel ändern.

Noch immer hat die Stimme der Kirche Gewicht, wenn sie zu sozialen Fragen Position bezieht. Diese Erwartung besteht vielleicht außerhalb noch mehr als in ihren eigenen Reihen. Heute beginnt sie außerdem, sich ernsthaft mit ökologischen Fragen zu beschäftigen.

Der äußere Kreis

Ein anderes Phänomen ist bedeutsam genug, um hier erwähnt zu werden. Mehr oder weniger unabhängig von den üblichen Aktivitäten einer Pfarrei genügt ein bescheidener Ort der Begegnung, wenn er nur einladend ist, damit dort in beträchtlicher Zahl Menschen auftauchen, die einfach nur jemanden suchen, mit dem sie über ihr Leben sprechen können, über ihre Sorgen und ihre Hoffnungen. Bei der Vorbereitung auf Taufe oder Eheschließung hört man immer wieder, dass Leute kommen, „weil man da reden kann“. Hier offenbart sich ein echtes Interesse am Glauben. Es scheint, als ob direkt vor unserer Kirchtür eine unerwartete Ernte herangewachsen ist.

Eine Art „äußerer Kreis“ umgibt die Kirchgänger, die das leider entweder gar nicht wahrnehmen oder nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen. Diese Haltung ist der Grund, warum vielen neugebauten Erwachsenen eine Integration in das Gemeindeleben nicht gelingt. Jedoch weckt die Kirche durch solche ganz bescheidenen Initiativen, wo sie Menschen auf Augenhöhe begegnet, Erwartungen und Hoffnungen, die sie nicht enttäuschen darf. Hier genügt der Hinweis auf die Kleingemeinschaften von Ordensleuten in Plattenbauten oder auf Dörfern, die einfach da und ansprechbar sind und so unter den Menschen Zeugnis geben für das Evangelium, in dem ja oft von Ernte die Rede ist.

Zu nennen sind weiter die unzähligen Bibelkreise, die inzwischen entstanden sind, auch sie eine Frucht des Konzils. Die theologische

Forschung kann den Hunger des Volkes Gottes nicht stillen, da sie wenig mit seinem alltäglichen Leben zu tun hat. Sie müsste sich die Aussage von Papst Franziskus sehr viel mehr zu Herzen nehmen, der die Volksfrömmigkeit und das Leben des Volkes Gottes als „theologischen Ort“ bezeichnet (*Evangelii Gaudium*, # 126).

Noch einmal hinausfahren auf den See – auch wenn es stürmt

Jede Beschreibung trifft die Wirklichkeit nur teilweise. Zuhäuf bieten Massenmedien wie auch soziologische Arbeiten Untersuchungen und Analysen des Zustandes der Kirche im heutigen Frankreich. Zahlen über Zahlen! Im Gegensatz dazu versucht dieser Artikel aus der kirchlichen Innensicht aufzuzeigen, wie sich heute die Beziehung des Katholizismus zur Gesellschaft darstellt. Diese Darstellung der geschichtlichen Entwicklung beschreibt, glaube ich, den heutigen Zustand besser als Zahlen, die sich auf eine Situation beziehen, die längst nicht mehr besteht und oft genug ein Phantasiegebilde ist. Wir stehen am Anfang einer tiefgreifenden Umwälzung. Eine Rückkehr zu früheren Zuständen ist schlicht unmöglich, weil die Gesellschaft, in der wir heute leben, eine völlig andere ist.

Man muss daher heute ganz anders denken, völlig neue Wege entwickeln. Der Ausgangspunkt muss auf jeden Fall sein, zunächst einmal auf das zu hören, was diese säkularisierte Welt an Erwartungen, Hoffnungen und Verweigerungen an die Kirche heranträgt. Sie ist weder grundsätzlich besser noch schlechter als irgendeine frühere – sie ist anders. Sie verlangt eine neue Darbietung unseres Glaubens. Bisher spürt die Kirche nicht mehr als die ersten kleinen Wellen beim Ausfahren aus dem Hafen. Viel größere erwarten sie draußen auf dem See als Ergebnis der teilweise ganz unvorhersehbaren Entwicklungen in der Welt. Aber sie muss *hinausfahren* (Lk 5,4). Wenn sie dem Evangelium treu bleiben will, muss sie sich vorbereiten – und zwar auf die Welt, die heute auf sie zukommt.

Übersetzung: *Angelika Striegel*

ABSTRACTS

To be a sign within today's society the church not only must be visible but particularly understandable and readable. Modern society is characterised by its fear of scarcity; therefore, figures and statistics of success are ever in demand. The same attitude has been adopted also by the church, however the important thing to do would be to change. We live in a secularised world which nevertheless is open for religion. There are many challenges and pos-

sibilities for a sensible Christian life, but that is possible only in relation to today's society, with its expectations and hopes.

La iglesia como signo en la sociedad actual no debe ser solo visible sino que tiene que ser legible y comprensible. La sociedad contemporánea se caracteriza por su temor de cara a la carencia contra la que conjura cifras y estadísticas. Esta tendencia aparentemente se ha instalado también en la iglesia, pero lo que haría falta es un cambio. Vivimos en un mundo secularizado que no es arreligioso. Se ofrecen muchos desafíos y posibilidades para una vida eclesial lleno de sentido, pero solo en relación con la sociedad actual, con sus expectativas y esperanzas.

Pour être signe dans la société d'aujourd'hui, l'Église doit non seulement être visible, mais compréhensible. La société moderne est caractérisée par sa peur du manque. C'est pourquoi les tableaux et statistiques de succès sont très prisés. L'Église a adopté la même attitude, même si l'important serait de changer. Nous vivons dans un monde sécularisé qui est pourtant ouvert à la religion. Il existe de nombreux défis et opportunités pour une vie chrétienne pleine de sens, mais ce n'est possible qu'en relation avec la société d'aujourd'hui, avec ses attentes et ses espoirs.